

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Nr. 3

Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1916



Gefr. Wollaschitz
(Weiden)

Nächtlicher Angriff.

Der Handgranatentrupp voraus sucht sich unter Zuhilfenahme jeglicher Deckung vor den das Gelände absuchenden Scheinwerfern, in Granatlöchern, herumliegenden Leichen, möglichst unbemerkt an die feindlichen Stellungen heranzupirschen. Nach einer Zeichnung von Wollaschitz.

Das Getto von Berlin.

Von Leo Heller.

Es ist nicht allgemein bekannt und die Leute in den westlichen Regionen Berlins wissen ganz bestimmt nichts davon, daß es in der Reichshauptstadt ein Getto gibt. Wie in anderen Großstädten ist es auch in Berlin der Fall, daß sich das Leben vieler Menschen nur in den Grenzen ihrer Wohn- und Wirkungsstätten abspielt, und daß sie selbst ihr Leben nicht daran gedacht haben, über diese Grenzen hinauszustreben. So mag es wohl Bewohner des Ostens geben, die nie nach Berlin W gekommen sind, und andererseits Bewohner des Westens, die den Osten nur dem Hören nach kennen. Darum braucht man sich gar nicht darüber zu wundern, daß die weit- aus größere Zahl der Berliner verwundert die Augen aufreißen wird, wenn man ihr erzählt, daß es im Bereiche der Stadt, in der sie leben, ein Getto gibt. Zwar es ist kein Getto, wie wir es uns gemeinhin vorzustellen pflegen und wie wir es vielleicht selbst in uralten Städten in seinen Überbleibseln zu sehen Gelegenheit hatten. Nein, ein Getto des Mittelalters ist das Berliner Getto nicht. Dazu fehlt schon die natürlichste Voraussetzung: daß Berlin eine uralte Stadt sei.

Im Gewirr der Straßen und Gassen, die das Zentrum Berlins durchziehen, gibt es einige, die fast ausschließlich von polnischen Juden aus Deutschland, Österreich und Rußland bewohnt werden. Die Straßen und Gassen werden von hohen, nüchtern aussehenden Häusern gebildet, an denen Berlin so überreich ist. Man kann nicht behaupten, daß man an der Art der Häuser erkennt, daß man sich im Getto befindet. Man kann an ihnen nur erkennen, daß die, die in ihnen hausen, weder zur Familie Astors noch zu der Vanderbilts gehören. Aus den Fassaden der Häuser schauen Armut und Elend in die Gassen und die schmutzigen, zumeist vorhanglosen Fenster erscheinen durchaus nicht geeignet, den traurigen und kümmerlichen Eindruck, den die Häuserfront erweckt, zu verwischen. Es mag ja sein, daß hinter manchem der blinden Fenster Wohlhabenheit vielleicht gar Reichtum wohnt. Jedenfalls legen aber die Wohlhabenden und Reichen dieses Bezirks gar keinen Wert darauf, äußerliche Zeichen ihres Besitzes zu geben. Sie fühlen dadurch, daß sie sich nach außen hin in nichts von den Proletariern des Viertels unterscheiden, eine größere Sicherheit für ihre Schätze. Und wenn sie es an Feier- und Festtagen oder am Sabbatabend, getreu den Sitten und Gebräuchen, hoch hergehen lassen, dann beleuchten sie die Hinterzimmer, in denen sie auch um den reichgedeckten Tisch sitzen, um von kostbaren Tellern zu essen und aus kostbaren Gläsern zu trinken. Auf die stille, vergräunte Straße fällt kein Schimmer ihrer festlichen Freude... Das Berliner Getto ist an jedem Abend schweigsam und öde, traurig und armselig...

Mußte es gerade an einem kalten, regnerischen Nachmittag sein, an dem ich das Berliner Getto aufsuchte? Wäre es nicht besser gewesen, ich hätte für meinen Besuch einen Tag abgewartet, der mit seiner Sonne die Stätte der Armut für eine kurze Spanne Zeit vergoldet hätte? Dann allerdings wäre mir das Los jener, die da inmitten der brausenden Großstadt, wie auf einer öden, einsamen Insel hausen, minder bemitleidenswert erschienen. Vielleicht hätten mich die paar Goldstrahlen, die sich über das Grau der Mauern legen, über das Leid und den Gram, der auf den Bewohnern des Gettos lastet, hinweggetäuscht. Aber ich wollte mich weder blenden noch täuschen lassen. Ich wollte, wenigstens für eine Stunde, die völlige Lustlosigkeit und Trauer dieses Ortes mitempfinden, ich wollte nicht nur Zeuge, sondern Miterlebender des Berliner Getto-

lebens sein. Darum wählte ich für meinen Besuch den kalten regnerischen Spätnachmittag...

Wenn man vom Alexanderplatz links abbiegt, gelangt man in die verkehrreiche Münzstraße. Das ist eine jener Berliner Straßen, in denen die Kriminalpolizei ihre erfolgreichsten Streifzüge macht. Ein Wirtshaus, ein Café folgt dem andern hin und wieder wird ihre Reihe durch ein Kinotheater oder durch ein Geschäft für „Gelegenheitskäufe“ unterbrochen. Das Verbrechertum Berlins weiß, daß die Münzstraße sehr häufig von Kriminalpolizisten besucht wird, die in den Schanklokalen und Lichtbildtheatern Razzien nach gesuchten Spitzbuben veranstalten. Und trotzdem gibt es für die Außensteiter der Metropole kaum eine verlockendere Straße als die Münzstraße. Denn draußen am Wedding ist es leerer, dunkler und öder. Hier aber funkelt und glänzt es von elektrischen Lichtern, schallt es von Musik, preßt sich das Leben heißer und enger an einander, das Leben nach dem sich der Verbrecher so sehr sehnt, weil er in ihm den Menschen findet, der sein Spießgefell, vielleicht auch sein Opfer werden soll...

In diese Straße mündet das Berliner Getto: die Dragonerstraße. An der Ecke befindet sich eine Schenke, die den verheißungsvollen Namen „Die Geißhalkause“ führt. Vor der Eingangstür hängt eine Kugellampe aus rotem Glas. Während der Kriegszeit hat sie das Leuchten verlernt. Wozu wäre es ihr auch nütze? Die Geißhas sind aus ihrer Kause fortgezogen und seit sie dem Befehl des Polizeipräsidenten Folge geleistet haben, hat nur selten ein Gast die Schwelle des Lokals überschritten. Mißmutig hockt die dicke Wirtin hinter dem Schanktisch. Sie weiß ja nicht, was sie da tun soll, aber die liebe Gewohnheit treibt sie an jedem Morgen immer wieder an die gleiche Stelle. Entweder schimpft sie mit dem gottigen Hund, der lang ausgestreckt auf den schmutzigen Dielen liegt oder sie träumt den kleinen Geißhas nach, die ihr einst brot Geld eingebracht hatten und die nun, weiß Gott wo auf eigener Faust ihrem Erwerb nachgehen. „Et waren nette Mädens“, sagte sie, „die wat verdragen konnten. Wer weest, ob se nach Kriege wieder in ihre Kause zurückfinden werden!“

An dem Hause neben der Geißhalkause ein Ladenhügel „Leihbibliothek, Rasier, Antiquariat“. Hinter der Scheibe der Auslage neben dem gelben Barbierbuden, das wohl schon jahrelang nicht gepuht ist, ganze Stöße von alten Büchern: „Die Nonne“ von Diderot, „Geheimnisse von Paris“ von Sue, „Das Paradies der Damen“ von Zola usw. Im Laden arbeitet Herr Chaim. Er seiht seine Kunden ein oder er bedient sie in Berken der Literatur. Während er Schaum schlägt, das Messer am Riemen abzieht oder die Wangen seiner Opfer glättet, erzählt er den Inhalt eines Romans, den er auf Lager hat und den er gern los werden will. Für das Rasieren nimmt er feste Preise, anders ist es bei den Büchern. Handelt es sich um den Erwerb von Lesestoff, dann überbietet Herr Chaim und läßt den Kunden unterbieten. Im übrigen versteht er es gemeisterhaft, während des Rasierens das Gespräch auf seinen zweiten Handelsartikel zu lenken. Nur dauert es eine geraume Zeit, während der man sich alle Mühe geben muß, Herr Chaim verstehen zu lernen. Denn er spricht im Jargon Jiddisch, das er hin und wieder mit ein paar Berliner Brocken durchspickt.

„Me miaß Wetter heunt,“ beginnt er nach Art anderer Barbieri das Gespräch. „Vor a halb Stünd hat es noch geregnet und nu regnet's. Schneid das Messer? Was“

bei so einem Wetter? Wer liest Gott, es ist so de-
renste Zerstratung, zu lesen. Voll'n Se nachrastert sein? Es
so scheene Viacher! Wer lernt aus ihnen de Welt und de
menschen kennen. Soll ich Se ä bissel pudern? Wissen Se,
hab da ä Buch, ä Buch...!

Herr Chaim schnalzt mit der Zunge und macht derartig
hafte Handbewegungen, daß ich angesichts des Messers, das
no.4 immer in geöffnetem Zustande hält, Angst für mein
ben bekomme...

Ich hatte mich glücklich von dem Besitzer des Barbier- und
herladens empfohlen und trat wieder auf die Straße hin-
In der ganzen Dragonerstraße sah ich vier Männer, die,
er einen schweren Paden auf dem gekrümmten Rücken, an
den Häusern entlang huschten. Der eine verschwand in dem,
sehr häu- andere in jenem Haus. Auf der Jahrbahn rollte ein Hand-
hanflok- gen, der über und über mit Säcken beladen war und von
huben v- dem Knaben gezogen wurde. Dem Wagen zur Seite schritt
seiter n- alter Mann, der seine Arme wie segnend über die Säcke
Nünzstra- stützte und sie so vor dem Abstürzen bewahrte. Mann und
und "ob- abe zogen an mir vorbei, nicht ohne mir aus dunkeln Augen
ern, sch- en scheuen, mißtrauischen Blick zugeworfen zu haben...

Ich blieb vor dem Schaufenster eines Trödlersladens stehen.
Inmitten eines bunten Durcheinanders von Stoffresten, Klei-
dungsstücken, Haushaltsgegenständen, silbernen Taschenuhren,
berngläsern, Stöcken, Schirmen und alten Ölbildern glänzten
die drei Kürasse entgegen, wie sie die schweren Reiter in
te, die k- reußen und Bayern tragen. Und unter den Kürassen lagen
Bor- tige Jagdgewehre und Revolver, ein Katagan und die Waffen
las. W- eines Südeinsulaners. Als ich aufsaß, bemerkte ich, daß
Bozu w- Inhaber aller dieser Herrlichkeiten zwischen der Ladentür
laufe f- nd, sich an einige dort hängende Kleider anschniegte und mich
nten B- ausgesetzt mit prüfenden Blicken beobachtete.

"Schöne Sachen haben Sie da," begann ich.

Er schwieg und starrte mich unaufhörlich aus seinen tiefen
Augen an. Ich sah sein blasses Gesicht, das von einem dunklen
Bart umrahmt war.

"Ich interessiere mich nämlich für alte Bilder. Kann man
welche bei Ihnen zu sehen bekommen?"

Der Händler verharrte noch eine Weile in Schweigen,
dann sagte er, fast stoßweise kam es hervor: "Da haben Sie
ja alte Bilder!"

"Ich möchte aber andere sehen. Die da mag ich nicht!"

Da winkte der bleiche Mann: ich sollte hinter ihm her in
den finstern Laden treten. Nur schwach gewahrte ich die Um-
risse einer Frau, die nächst der Tür stand. Der Mann hatte
von irgendwo einige Bilder hervorgeholt, die er mir nun in
die Hände gab. Da stand ich nun in der tiefen Dunkelheit
und hielt etwas in den Händen, das ich nicht sehen konnte.

"Hindenburg! Hindenburg!" flüsterte der Mann.

"Können Sie denn nicht etwas Licht machen, daß ich sehen
kann, was ich kaufen will?"

Kauf'n, kauf'n? Sie kaufen ja doch nicht," kam es fast
zischend aus den Mund des Trödlers.

Ich legte die Bilder irgendwohin ins Dunkel zurück.

"So werden Sie keine Geschäfte machen, mein Lieber!"

"Geschäfte! Geschäfte!" klang es echoartig zurück. "Ich
weiß, daß der Herr nichts wird kaufen..."

Der Regen fiel noch immer in feinen Strichen auf das
Pflaster der Judenstraße. Und als ich ein paar Schritte ge-
gangen war und mich umdrehte, sah ich, daß der Händler
wieder zwischen der Tür stand, seinen Kopf, an die alten Röcke
und Hosens, die dort hingen, schmiegte und mir streng und ernst
nachschaute...

Das ist das Getto von Berlin, die Dragonerstraße, die
von so wenigen gekannt und vielleicht von keinem geliebt wird.
Stumpf, traurig und öde. Und ist doch kein Getto des Mittelalters.

John Bulls Klage.

Von Georg Kiesler.

Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß mir die Germans stets im Wege steh'n.
Ach, wie so gern hätt' ich sie längst vernichtet;
Doch diese Bande will nicht untergeh'n!
Zwei edle Helfer hatt' ich mir erlesen,
Und später lud ich noch fünf and're ein —
O yes, o yes, es wär' zu schön gewesen,
O no, o no, es hat nicht sollen sein!

Mein war das Meer, soweit die Woge blaute,
Der Union-Jack umflog das Weltenrund —
Bis auch der Michel Panzerfahne baute
Und dröhnen ließ vom Bord den Donnerschlund.
Zu scharfem Fegen zückt' ich nun den Besen,
Da fuhr mir frech die deutsche Pest darein —
O yes, o yes, es wär' zu schön gewesen,
O no, o no, es hat nicht sollen sein!

Nun hängt' ich ihm den Brotkorb in die Sterne,
Kein Bröcklein sollt' in Michels Magen geh'n;
Wie wollt' ich still beglückt, aus sich'rer Ferne.
Am Hungertuch die Germans nagen seh'n!
Doch ach, die schönste meiner Hypothesen
Terrann wie Schnee im Frühlingssonnenschein —
O yes, o yes, es wär' zu schön gewesen,
O no, o no, es hat nicht sollen sein!

Noch waren mir im Geldsack die „Petarden“,
Die blanken „Silberfugeln“ Trost und Trumpf;
Indes mir schwant: die letzte der Milliarden,
Sie bleibt nicht mir, sie steckt in Michels Strumpf.
In's ungeheure wachsen meine Spesen,
Und Ebbe wird in meinem Kassenschrein —
O yes, o yes, es wär' zu schön gewesen,
O no, o no, es hat nicht sollen sein!

Dem „kranken Mann“ wollt' ich den Sarg bestellen,
Er war mir längst im Aug' ein böser Dorn;
Vergnüglich fuhr ich in die Dardenellen,
Schon winkte mir von fern das Gold'ne Horn.
Da plötzlich ist der franke Mann genesen
Und schlägt auf mich als wie mit Keulen d'rein —
O yes, o yes, es wär' zu schön gewesen,
O no, o no, es hat nicht sollen sein!

O wie viel Unheil werd' ich noch erfahren!
Wie grau vom Balkan her die Wolken zieh'n!
Wer hätte das gedacht von den Bulgaren?
Wer schaut ins Herz dem stillen Konstantin?
Vom German wollt' ich diese Welt erlösen,
Nun will er sie wohl gar von mir befrei'n...
O yes, o yes, es wär' zu schön gewesen,
O no, o no, es hat nicht sollen sein!

Der Weltkrieg.

Über die Lage in Saloniki, das ja augenblicklich im Brennpunkt des gesamten Weltkriegsinteresses steht, gehen uns folgende Mitteilungen zu: In Saloniki wird für die nächsten Tage eine Erklärung der Engländer und Franzosen erwartet, durch die sie offiziell von Saloniki und den übrigen von Griechenland geräumten Gebieten Griechisch-Mazedoniens Besitz ergreifen. Die

Konsularvertreter Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei bereiten sich zur Abreise vor, ebenso wie zahlreiche Mitglieder der betreffenden Kolonien, denen die Bahnlinie nach Monastir offen steht. Unter den Serben, die in letzter Zeit massenhaft nach Saloniki gekommen sind, herrscht große Panik, weil sie die Fortsetzung des Vormarsches der Bulgaren und ihrer Verbündeten nach Saloniki befürchten. Auch sie suchen nach Möglichkeit die Stadt zu verlassen.

Die Verbindung zwischen Bulgarien und Griechenland über Ostschirak ist seit einigen Tagen unterbrochen. Die Engländer und Franzosen fahren fort, sich rings um Saloniki festungsartige Stellungen anzulegen. Seitdem man aber hier erkannt hat, daß alles das nur Manöver der Engländer und Franzosen sind, um wenigstens das Prestige in den Augen ihrer Völker zu retten, ist das militärische Interesse an ihrer zwecklosen, im allgemeinen recht ungefährliehen Aktion erheblich gesunken. Ein Salonikier Brief des „Corriere della Sera“ schildert die kolossalen Vorbereitungen, welche die Entente in Saloniki treffe. Angesichts der vor den Toren Salonikis aus dem Bodengewachsenen neuen Soldatenstadt, die keinerlei provisorischen Charakter trage, atme man förmlich auf, denn man habe das Gefühl, wenn

der Vierverband auch das Heute verloren, so sei er des Morgen doch unbedingt sicher. Man komme nicht aus der Bewunderung heraus. Ganze Artillerieparks wurden ausgeschifft, viel zahlreicher, als die Truppenformationen, denen sie zugeteilt sind. Munition sei dreimal reichlicher vorhanden als bei jeder Batterie

an der Westfront. Dazu kommen auch einem starken Flugpark. Tausende von Automobilen jeder Art. Alles sei auf den ehestigsten vorgesehener Bahnstation erweitert und neue Telegraphenlinien angelegt.

Schlimm sei indessen zweierlei: einmal die böse Sinn der Griechen, denen man nicht über den Haufen traue, und im Grunde ihr Herzens lieber heute als morgen den Rücken zu kehren, sodann die genaueste Überwachung alles dessen, was die Entente tue, durch die Konsulate und Mittelmächte

durch ein Heer von Spionen. Es wimmelte um Saloniki in verkleideten ungarischen, türkischen und deutschen Offizieren.

Magrini meldet dem „Secolo“ aus Saloniki: Das Heer der Engländer und Franzosen ist in die Gegend von Kilkis versammelt. Ihre Vorhut steht bei dem Bahnhof Doiran, zu 10 Kilometern vor der bulgarischen Grenze. Während des Rückzugs

gelang es bulgarischen Komitaten auf Saumpfad ganz in die Nähe des englischen Generalstabes

kommen und Bomben zu werfen. Sie wurden aber zerstreut. —

Ententekreise nehmen an, daß noch einige Tage verstreichen werden, bis der Feind eine entscheidende offensive ergreift. „Während die Bulgaren sich in ihrer Basis genähert haben“, meldet der Korrespondent, „müssen die Deutschen und Bulgaren sich reorganisieren.“



Ein Minenrichter auf der Westfront, in dem zwei Pferde bequem Platz haben.



Von der Bogesenfront.

Mit Schneeschuhen ausgerüstete deutsche Gebirgstruppen beim Vormarsch über ein Bogesen-Plateau.

Dem Hiasl sei Feldpost.

(Steirisch.)

Von Hermann Kienzl.



Mei Schatz, grüß dich Gott in der weit-weiten Fern!
Suchst auch heut Nacht zu die silbernen Stern?
Na hat es, der unsrige blengst so hell,
Noch heller als d'Kirchen zu Maria-Fell!

Dös wohl halt, ih hab eahm mei Hiasl auffi gliht,
Mei brennande Sehnsucht, die hingt awer bliht.
Dös Sternl, dös sieh i, — mein Schatz sieh ih net,
So muas ma sich b'helfen, helf Gott, 's is a G'stett!

Geh schloß, mein Dirndl, oba 's Fenster laß offn!
Statt'n Hiasl kimmt's Sternl zu dir eini g'schloßn
Und bußt dich auf's G'scherl und übrill rundum —
Himmelsakra-Kruzitürken! Dös is wohl sandumm!

Daweil tuat dei Hiasl im russischen Land,
Postenbrennen auf Feldwach und marschierl umanand,

Und bloß seine Sehns zu dem brennenden Stern . . .
Der Stern is mei Feldpost-zum Schatz in der Fern!

Die Tragödie der nichtdeutschen Ehefrau.

Von Magda Trott.

Der Krieg hat nicht nur in fast jedes Familienleben Lücken gerissen, er hat auch äußerst schwierige Probleme geschaffen; es sind Zustände eingetreten, an die man seit Jahrzehnten nicht mehr gedacht hat. Das ist hauptsächlich bei den Familien geschehen, bei denen die deutsche Frau die Staatsangehörigkeit vor ihrer Ehe nicht hatte, sondern solche erst in dem Augenblick der ehelichen Verbindung erwarb. Diese Fälle stehen durchaus nicht vereinzelt da, im Gegenteil, man ist jetzt überrascht, wenn man hört, daß sich ein Prozent aller geschlossenen Ehen aus zwei verschiedenen Nationalitäten zusammensetzt.

Wohin man hört, Ehescheidungen. Die zuständigen Stellen können ein Lied davon singen, und hauptsächlich sind es die Engländerinnen, die plötzlich nicht mehr mit dem deutschen Gatten leben zu können glauben. Der Krieg hat bis in das Eheleben hinein die Feindschaft gestreut; und Hunderte von Ehen, die bisher ganz harmonisch waren, sind zerstört für immer. Die Fälle sind nicht selten, daß die nichtdeutsche Frau sich plötzlich weigerte, ihren Hausfrauen- und sonstigen Pflichten nachzukommen; es ist zwischen den Eheleuten zu den stürmischsten Auseinandersetzungen gekommen; jeder von beiden glaubte sein eigenes Vaterland vor den Angriffen des anderen schützen zu müssen, und so verbreitete sich die einmal geschaffene Kluft immer mehr. So kam es, daß kurzerhand die Ehescheidung eingeleitet wurde, die auch in diesem Falle auf wenig Hindernisse stößt.

Solange es sich um verblendete Frauen handelt, die da glauben, daß sie jetzt mit Ausbruch der Feindseligkeiten auch den Unfrieden bis ins eigene Heim tragen müssen, soweit Frauen in Frage kommen, die sich ganz als Engländerin, Französin, Belgierin oder Russin fühlen, dürfte vielleicht eine Ehescheidung das einzig Richtige sein. Was aber wird mit den Ehefrauen, die durch ihre Heirat und durch den langen Aufenthalt in Deutschland gesehen haben, daß es sich auch in Deutschland leben läßt, und die dem deutschen Volke Sympathien entgegenbringen? Die Antwort scheint sehr einfach: man glaubt, daß alle diese Ehefrauen auch weiter in Frieden mit dem Gatten leben werden und jetzt in den kriegerischen Zeiten nach wie vor fest auf dem Platze stehen, auf den sie gehören. Wenn wir ehrlich sein wollen, dürfen wir uns aber nicht wundern, wenn diese Frauen dennoch im innersten Herzen sich mit ihrem Vaterlande eins fühlen, selbst wenn sie schon jahrelang in Deutschland leben. Jede einzelne denke an sich selbst, und sie wird finden, daß sich die Fäden, die uns mit unserem Vaterlande verbinden, nie zerreißen lassen, selbst wenn man viele Jahre in anderen Ländern gelebt hat. Es ist also durchaus verständlich, daß die nach Deutschland eingeheliratete Ehefrau nach wie vor, trotz aller Wertschätzung für ihr neues Heimatland, ihrem Vaterlande Sympathien entgegenbringt.

Das wird sich gerade jetzt in Kriegszeiten doppelt deutlich zeigen. Das vielleicht vorhandene Freudegefühl über deutsche Siege und Erfolge wird meist mit einer stillen Wehmut unter-

mischt sein, wenn der Unterliegende das frühere Vaterland und hier wird nun eine einzige unvorsichtige Bemerkung, in vielen Fällen gar nicht so schlimm gemeint ist, der Anlaß der Tragödie.

Es sind durchaus keine Vermutungen, die Anlaß zu diesem Artikel geben, wir stehen vor Tatsachen und haben unendlich Trauriges nach dieser Richtung hin gesehen. Sonst ganz vernünftige Männer, vor allem aber die übrigen Anverwandten haben plötzlich gefunden, daß es ganz unmöglich ist, die geheiratete Ausländerin weiter in der Familie zu lassen. Stichleien, Bosheiten, Verleumdungen aller Art haben es in vielen Fällen dahin gebracht, daß man der nichtdeutschen Ehefrau die Scheidung aufdrängte und sie, die zu stolz war, zu betteln, hat äußerlich ruhig, innerlich aber mit blutenden Herzen eingewilligt. Die „gegenseitige Abneigung“ genügt augenblicklich als Ehescheidungsgrund in solchen Fällen, wo sich um nichtdeutsche Ehefrauen handelt. Sie, die mit all ihrer Liebe an den Ihrigen hängen, die keinen Augenblick die Absicht gehabt haben, Deutschland herabzusetzen, sie müssen im dem Zwange der Verhältnisse leiden, werden geschieden, obgleich sie selbst den eigentlichen Anlaß dazu gegeben haben.

Man wird mit dem Einwande kommen, solche Fälle seien nicht möglich. Sie sind möglich, ja, mehr als das, sie sind tatsächlich mehrmals geschehen. Gewiß haben einige charakterfeste Männer dem allgemeinen Reden der Verwandten getrotzt und leben nach wie vor mit der nichtdeutschen Gattin in bester Einverständnis, aber die größere Anzahl steht in Zwihspruch und es ist zu fürchten, daß die Ehescheidungen sich noch erheblich vermehren.

Wir in Deutschland wollen und müssen gerecht sein. Wir gibt zahlreiche angeheiratete nichtdeutsche Frauen, die taktvoll und verständig genug sind, auch unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen das Richtige zu finden. Diesen Frauen dürfen wir das Leben aber nicht noch schwerer machen. Wir wissen, daß zahlreiche deutsche Mädchen auch nach dem Auslande geheiratet haben und haben aus den sichersten Quellen gehört, daß sie in vielen Fällen jetzt schwer darunter zu leiden haben. Ja, sogar die Frauen, die fest zu dem Manne hielten und ihre Vaterlandssympathien still in die Brust verschlossen, um den Gatten nicht zu verletzen, wurden ohne weiteres Feinde verstoßen; auch ihnen ist dies Traurige nicht erspart worden.

Sollen wir Gleiches mit Gleichem vergelten? Nein! Wir wollen den anderen Ländern zeigen, daß Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Gefühl nach wie vor bei uns herrschen; auch die nichtdeutsche Frau sollte in dieser schweren Zeit wissen, daß sie hier in Deutschland wohl geborgen ist. Jeder einzelne, in seiner Verwandtschaft eine angeheiratete Ausländerin trägt daher die doppelte Aufgabe, jener Nichtdeutschen zu zeigen, daß Deutschland das Land der höchsten Kultur ist.



HERM. FRENZ.

Die Tiroler Standschützen.

Aber die Tiroler Standschützen verlaute, daß sich unter ihnen Männer von über 70 Jahren und junge Burschen befinden. Mancher mag darob den Kopf geschüttelt haben, während, daß solche Leute doch unmöglich nennenswerte Kriegskräfte zu leisten vermöchten.

Land aber die Italiener werden bald anders denken. Denn die Tiroler Standschützen sind Scharfschützen, gewohnt sind, ins Schwarze zu treffen und da die Seele eines Verräters schwarz zu sein pflegt, werden sie wohl auch die Italiener zu treffen vermögen. Nicht ganz falsch heißt es in ihrer Hymne:

Wir sind Tiroler Schützen,
Auf Bergen hoch und frei,
Und wissen gut zu nützen
Das Pulver und das Blei.
Wir sind Tiroler Schützen!
Ihr Welschen bleibt uns fern!
Wenn unsre Stutzen blitzen,
So ist's ein Blut des Herrn!

Als eine Probe, was diese Schützen zu leisten vermögen, sei mit dem Vorfalle aus dem Kriege von 1866 erzählt. Einer der besten Tiroler Schützen, der gewohnt war, bei Preißschützen stets den ersten Preis zu erhalten und dem nachgerühmt wurde, er habe noch nie einen Fehlschuß getan, schied sich auf Vorposten am Ufer des Garda-Sees und hatte sich der Krone eines Baumes festgesetzt. Da gewahrte er einen italienischen Kriegsdampfer (es war der Venaco, der später im Seegefecht von San Vigilio die Flagge trug), welcher ein mit 20 Mann besetztes Boot ans Ufer sandte. Leicht hätte er durch ein paar gute Schüsse die Landung verhindern können, aber damit war er nicht zufrieden. Im Gefühl seiner Schießmeisterschaft wartete er, bis das Boot ans Land gefahren war. Dann begann er die Ausgestiegenen nacheinander abzuschießen. Die Italiener sahen einen der Ihrigen nach dem andern fallen, ohne daß es ihnen möglich war, die Schützen (denn sie glaubten wohl an

mehrere) zu entdecken. Endlich gewahrten sie die der Baumkrone entsteigende Pulverdampfwolke und richteten dahin ihre Schüsse. Aber da sie den Schützen nicht ausnehmen konnten und wahrscheinlich auch nicht besondere Schützen waren, trafen ihre Kugeln nur Äste und Blätter, so daß der Tiroler kaltblütig sein Abschießen fortsetzen konnte. Nun rannten die Italiener zum Boot zurück, aber nur ihrer vier erreichten es lebend und auch die wurden noch im Boote abgeschossen, worauf der Tiroler zu diesem hinschwamm und es angedachts des Kriegsdampfers als Beute ans Ufer führte. Jeder der 20 Italiener war auf einen Schuß tot geblieben.

Prof. Leo Brenner.

Ein kundiger Thebaner.



„Also Leute, wonn' ihr Deutschen oder Österreicher erblickt, sackelt nicht lange — sondern knallt ihn nieder!“

Was also sollst Du machen, Ivan?“

„Wonn ich Deutschen erblicke oder Österreicher, wackle ich nicht lange, sondern falle nieder.“

etwa aus dem Garten der Eltern oder der Braut, vielleicht gar aus dem eigenen Garten kommen, sorgfältig eingeseht und beobachtet werden. Wie groß wird die Freude sein, wenn die Blumen sich entfalten und täglich daran erinnern, daß man daheim die Lieben in der Ferne nicht vergißt! In manchen Fällen würden sich auch die kämpfenden Truppen über Blumenzwiebeln und Blumenamen freuen, denn sie haben in ihrer Nähe manch lieben Kameraden begraben und würden gern das Grab schmücken, am liebsten mit Blumen aus der Heimat.

Blumen aus der Heimat in Feindesland.

Wohl wünschen wir, daß im kommenden Lenz unsere Lieben wieder ins deutsche Vaterland zurückkehren, aber ob sich unsere Wünsche erfüllen? Noch können wir ihnen Blumenzwiebeln und Blumenamen schicken. In erster Linie denke ich an die Schneeglöckchen, besonders an das gar keiner Pflege bedürftige Waldschneeglöckchen, zweitens an die weißen Narzissen, in manchen Gegenden auch Studenten genannt. In jedem Gefangenenlager findet sich wohl ein Fleckchen für die deutschen Blumen. Wer unsere Braven recht kennt, wird auch wissen, daß die Zwiebeln, die von lieber Hand aus der Heimat,

Rätsel-Ecke.

Figurenrätsel.

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Reihe ein Spiel und die wagerechte Reihe eine Kriegsmacht bezeichnet. Wird nun das Fragezeichen in der Mitte durch einen gewissen Buchstaben ersetzt, so bezeichnen sie einen Nebenfluß der Spree und einen Vogel.

a
m
e
h
e
r
:
:Bunjoz

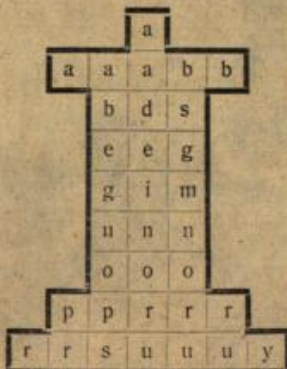
Erfahrungsaufgabe.

W . . . b . . . g .
Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß ein bekanntes eifriges Wort entsteht.

:Bunjoz

Säule.

Die Buchstaben der nachstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen die danebenstehende Bedeutung, und die senkrechte Mittelreihe eine westfälische Stadt bezeichnen.



Buchstabe
Farbe
Fluß in Rußland
Wurfspeer
französische Stadt
Stadt in Finnland
europäische Hauptstadt
afrikanische Landschaft
Reich.

:Bunjoz

Palindrom.

'ne lust'ge Witwe schuf das Wort,
Man lacht, wenn man sie hört und schaut;
Doch rückwärts wird das Wort sofort,
'ne Maid, die vierzehn Jahre Braut.

:Bunjoz

Kapselrätsel.

Gar lästig wird im Kriege sie empfunden
Besonders in den heißen Sonnenstunden.
Man schlägt sie tot, und freut sich ihrer Qual.
Gib einen Laut ihr mehr — mit einem Mal
Wird's nun zum Helfer uns bei manchen Siegen.
Schneid' ihm drei Zeichen ab, so siehst du liegen
Im schönen Böhmerlande eine Stadt,
Die für 'n Helden Schillers viel Bedeutung hat.

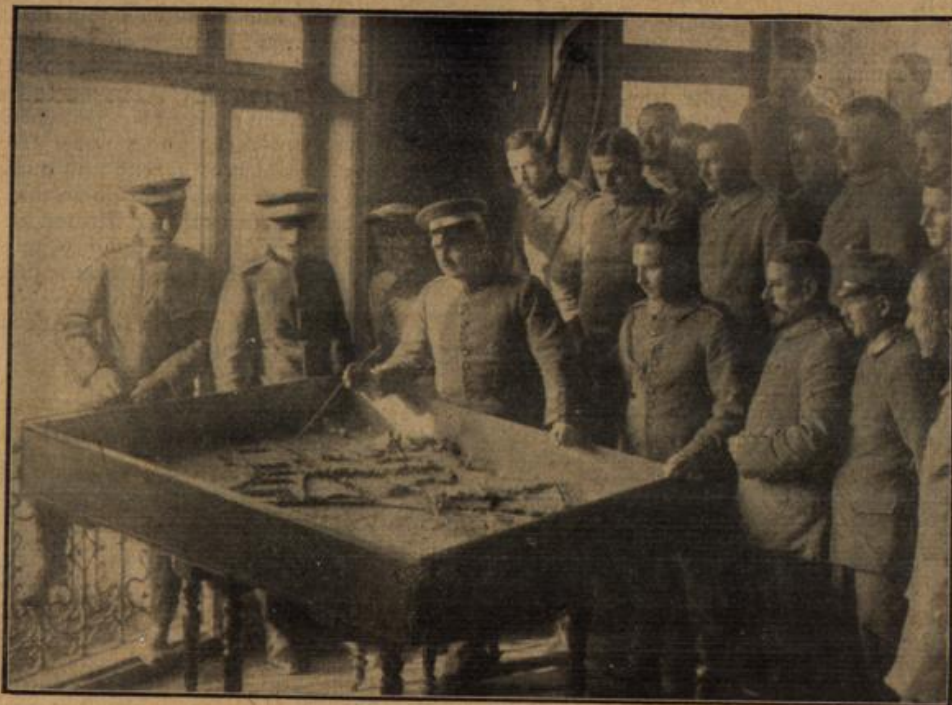
:Bunjoz

Dreißigste Scharade.

Was meine ersten Beiden sind,
Ist nicht zu sagen so geschwind!
Von diesem da gepriesen hoch,
Von jedem dort geschmäht als Joch.

Sind sie ein alterwürd'ger Stand,
Dazu ein schwer zerreibbar Band,
Die Letzte lächelt dazu schlaun —
Was wahr daran, weiß sie genau!
Das Ganze aber ernsthaft spricht:
Ich lasse meine Hälfte nicht!

:Bunjoz

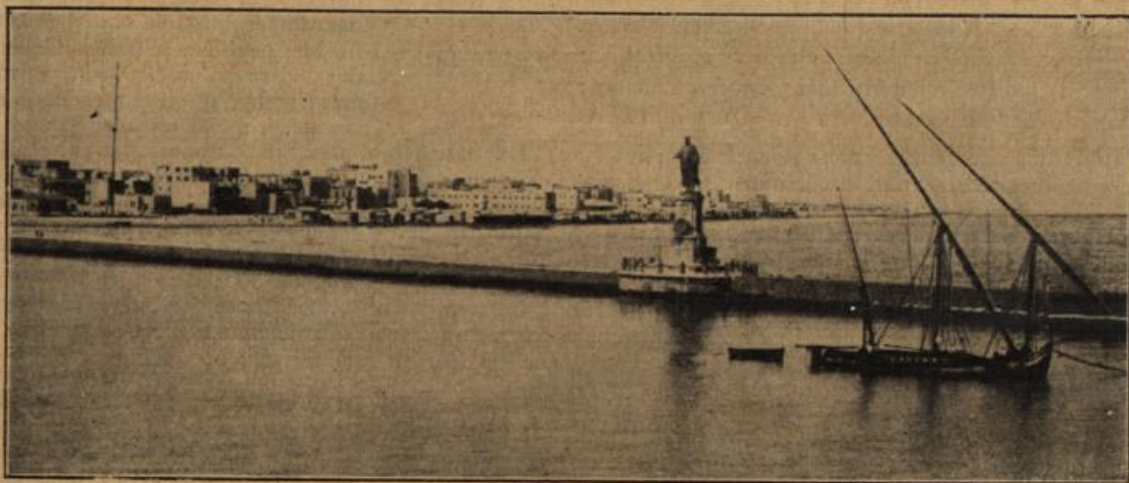


Instruktionsstunde im Felde.

Der Führer einer Maschinengewehrabteilung erklärt seinen Offizieren und Unteroffizieren die feindliche Stellung an einem aus Lehm gekneteten Modell.



Ein österreich-ungarischer Landsturm-Nachtposten in einem Grenzdorf an dem österreich-ungarisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz.



Zu den Ereignissen am Suezkanal.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Der Eingang zum Kanal von Port Said mit dem Standbild Ferdinands v. Lesseps, dem Erbauer des Kanals. Hier bereiten sich jene großen Geschehnisse vor, durch die der Krieg hoffentlich in ein entscheidendes Stadium tritt.



Eine Sitzung des „großen Kriegsrates“ in Paris.

Links die englischen Minister, von vorn nach rückwärts: Blyth, George, Balfour, Asquith und Sir Edward Grey; rechts die französischen Minister, von vorn nach rückwärts: Admiral Lacaze, General Joffre, General Gallieni und Briand. (Nach einer englischen Zeichnung.)